

## Er sah ihn, und ging weiter (Lk 10, 31)

### Das Naheliegende, die Nächstenliebe

Stadtdekan Johannes zu Eltz: Rede in der Frankfurter Paulskirche zum Gedenken an die Pogromnacht vom 9./10. November 1938

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitmenschen,

„Mama weint“. So überschreibt Lilo Günzler in ihrem Erinnerungsbuch „Endlich reden!“ das Kapitel, das vom Novemberpogrom in Frankfurt handelt. Manche von Ihnen sind dieser besonderen Frau im vergangenen April auf dem *Platz der vergessenen Kinder* in Sachsenhausen begegnet. (Sie ist heute auch hier.) Ihre Familie war am Wollgraben im Fischerfeld zuhause. Am Morgen des 10. November 1938 hat Lilo an der Hand ihrer jüdischen Mutter auf dem Weg in den Kindergarten am Kompostellhof die Synagoge am Börneplatz brennen sehen. Sie hat an jenem Morgen mit den Augen eines fünfjährigen Kindes ins Herz der Finsternis geblickt. Die Finsternis, die in der Nacht zuvor über Deutschland fiel, hatte sich festgesetzt. Der Sonne, die am nächsten Morgen aufging, ist sie nicht gewichen. Ich bin mir nicht sicher, ob irgendeine Sonne in den 79 Jahren seither dieser Düsternis Herr geworden ist. Die Schrecken jener Nacht haben sich weit zurückgezogen. Verschwunden sind sie nicht. Ihr Schatten streift uns immer noch.

Die kleine Lilo jedenfalls und ihre Mutter machen sich am 10. November 1938 auf den Weg.  
[ich zitiere:]

„Als wir um die Ecke biegen, bleibt Mama wie angewurzelt stehen, beinahe wäre ich hingefallen. Eben hatte sie es noch so eilig, mich zum Kindergarten zu bringen. Nun bewegt sie sich keinen Millimeter weiter. „Was ist, Mama?“ Sie gibt keine Antwort, sondern schaut sprachlos geradeaus. Ich folge ihrem Blick und dann sehe ich es auch.

Aus dem großen Haus mit der schönen Kuppel auf dem Börneplatz, steigt eine riesengroße Rauschsäule auf. Viele Menschen stehen schweigend davor und starren auf die Flammen, die aus den Fensteröffnungen lodern. Steine und Balken stürzen zu Boden und zerschmettern mit einem unheimlichen Lärm auf der Erde. Es wird immer lauter, die Luft ist erfüllt von Asche und Rauch, beißender Qualm nimmt uns die Luft zum Atmen. Ich bin vor Schrecken wie gelähmt und kann nicht verstehen, was hier passiert. Mama steht völlig regungslos neben mir. Ich spüre, wie ihre Hand meine immer fester drückt und versuche sie wegzuziehen. Aber sie reagiert nicht, schaut nur zum Haus hin, so als würde sie in die Hölle blicken. Die herumstehenden Menschen sehen im fahlen Morgenlicht, das durch das Feuer und den Rauch wie grauer Nebel aussieht, wie Gespenster aus. Junge Männer mit langen Schals um den Hals und schwarzen Hüten auf den Köpfen hüpfen vor dem brennenden Haus im Kreis und brüllen immer wieder „Juden raus, Juden verreckt.“ Dabei werfen sie eine große Rolle in die Luft und lassen sie krachend auf die Erde fallen, treten dagegen, lachen schrill und schreien wieder „Juden raus, Juden raus.“ Ein schwarz gekleideter Mann neben uns stöhnt auf. „Sie treten die Thora[, sie vernichten unser heiligstes Buch]!“ Dann läuft er mit schnellen Schritten davon.

Plötzlich hebt Mama mich hoch und drückt mich ganz fest an sich. Ich schlinge meine Arme um ihren Hals und spüre, wie ihr die Tränen über das Gesicht laufen. Noch nie habe ich Mama weinen sehen. Sie geht noch ein Stück näher an die Menschenmenge, ich schaue sie weinend an, aber sie blickt wie gebannt zu dem brennenden Gebäude. Ich zittere vor Angst und presse mich noch fester an sie. Warum stehen die anderen Leute alle stumm herum, warum ruft niemand „Feuer“ oder „es brennt“, warum kommt keine Feuerwehr? Warum hören die Männer nicht auf zu schreien? Was bedeutet „Juden raus, Juden verreckt?“ Ich habe das Wort Juden noch nie gehört. Was ist das für ein Haus? Ich habe es bewusst noch nie gesehen, obwohl ich jeden Tag mit Mama über den Börneplatz zum Kindergarten gehe. Plötzlich wird das Feuer stärker, die Flammen schlagen jetzt riesig aus allen Fenstern und vor lauter Qualm und Rauch ist das Dach fast nicht mehr zu sehen. Die Menschen starren auf das Gebäude, aber keiner spricht ein Wort und niemand außer Mama weint.“

Dem Kind fallen die unheimlich starken Kontraste auf: die wenigen Schergen und die vielen Zuschauer. Das Gebrüll und Gehüpfe der einen und das starre Schweigen der anderen. Die einzige Regung der Menschlichkeit, die das Kind sehen kann, sind die Tränen der Mutter. „Mama weint“.

„Warum stehen die anderen Leute alle stumm herum, warum ruft niemand „Feuer!“ oder „Es brennt!“, warum kommt keine Feuerwehr?“ Ja, warum? Die letzte Frage ist leicht zu beantworten, nur die Antwort ist schwer zu ertragen. Die Feuerwehr in Frankfurt, wie überall im Deutschen Reich, hatte für die zentral gelenkten Pogrome den Befehl, die angezündeten Synagogen, auch die anderen von Juden bewohnten oder benutzten Gebäude, an die Feuer gelegt wurde, abbrennen zu lassen, zugleich aber das Übergreifen der Flammen auf benachbarte Häuser zu verhindern und sich dafür im Hintergrund bereit zu halten. Die historische Erklärung für das Verhalten fast aller Feuerwehrleute im ganzen Land beantwortet die vordergründige Frage des Kindes. Die Frage, die dahinter sich öffnet, beantwortet sie nicht: wie konnte es sein, wie war es möglich, dass ein erkennbar nicht an der Sache der Brandbekämpfung und des Rettungsauftrages orientierter Befehl unzählige Feuerwehrleute dazu gebracht hat, das Gegenteil von dem zu tun, was ihr Berufsethos ihnen vorschrieb, wozu sie angetreten waren, wofür sie geübt hatten? *Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr* – wie ging das zusammen damit, die jüdischen Gotteshäuser abbrennen zu lassen und den jüdischen Nachbarn den Beistand zu verweigern? Es gab Ausnahmen, aber, soweit ich weiß, nicht in Frankfurt. Zum Beispiel hatte die Dorffeuhrwehr von Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb in der Nacht zum 10. November den Synagogenbrand vorschriftsmäßig gelöscht und die Kultgegenstände sowie den Leichenwagen der jüdischen Gemeinde in Sicherheit gebracht. Am nächsten Morgen sistierten auswärtige SA-Männer den Bürgermeister im Rathaus, hinderten die Feuerwehr am Ausrücken und brannten die Synagoge endgültig nieder. „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch, das Leben des Menschen ist die Gottesschau“ (Irenäus v. Lyon, *adv. haereses* IV, 20). Die Buttenhausener haben ihre jüdischen Mitbürger als Nächste gelten lassen. Das muss nicht mit einer besonders humanen Gesinnung oder gar einer Haltung des Widerstands verbunden gewesen sein. Die Quellen wissen davon nichts. Die schwäbischen Feuerwehrleute haben einfach ihre wirkliche Pflicht getan. Sie haben der Gefahr, die lebendigen Menschen drohte, wehren und deren Besitz retten wollen. Sie haben es nicht vermocht. Ich glaube, dass dieser Misserfolg – das Scheitern an der Übermacht des Bösen – die Ehre Gottes nicht schmälert. Mögen die

Gerechten sein Angesicht schauen. Dort werden sie, denke ich, Valentin Bachmann begegnen, dem katholischen Hausmeister der Westendsynagoge, der sich in derselben Nacht allein dem marodierenden Haufen in den Weg stellte und, furchtbarer Prügel ungeachtet, die Herausgabe des Schlüssels verweigerte. Es hat in Frankfurt sicherlich noch viele andere Einzelne gegeben, die im Angesicht der brennenden Synagogen und der zerstörten Geschäfte Beklommenheit empfanden und den Kopf schüttelten und leise ihr Missfallen äußerten. Es gab auch welche, die den gejagten Juden nicht noch ein Bein stellten, sondern mit kleinen Gesten Mitgefühl zeigten. Im Leben des Kindes hieß dieser gute Geist *Frau Neubauer*, die resolute Bäckerfrau aus dem Erdgeschoss, in deren Haushalt und Geschäft die Mutter mithalf. Zu ihr, in ihre warme Backstube, an ihr warmes Herz, flüchteten sich Mutter und Kind nach dem eisigen Schreck am Börneplatz. Die kleine Szene ist berührend. Sie ist aber auch bezeichnend. Wie das Hinterzimmer der Bäckerei im Wollgraben war im Wesentlichen privat, was in Frankfurt dem Pogrom zuwiderlief. *Privat* bedeutet: abgetrennt von der politischen Sphäre, der Öffentlichkeit entzogen. Der amerikanische Konsul in Stuttgart schätzte damals, dass 80% der nicht-jüdischen Bevölkerung mit dem Pogrom nicht einverstanden gewesen seien. Ich will die Schätzung nicht in Zweifel ziehen. Ich will aber sagen, dass sie nicht auf feststellbaren Tatsachen beruhte, und dass die wahrgenommene Stimmung für die Opfer des Pogroms keine Wirksamkeit entfaltet hat. Das eine hängt mit dem anderen zusammen: privater Widerwille hat keinen Nazi gestört und keinen Juden gerettet.

À propos *nicht-jüdische Bevölkerung*: anders als heute war im November 1938 die große Mehrheit der Frankfurter evangelisch oder katholisch. Und, ebenfalls anders als heute: damals gingen sehr viele Christen jeden Sonntag zur Kirche. Sie hörten dort das Wort Gottes und waren für die Predigt und für andere Kundgebungen ihrer kirchlichen Oberen erreichbar. Ich habe dieser Tage mit dem Stadtältesten Ernst Gerhardt gesprochen. Er kann heute leider nicht hier sein. Im November 1938 war er 18 Jahre alt und, soweit das noch möglich war, in der katholischen Jugend aktiv. Der heute 96 jährige hat ein kluges und mildes Urteil. Er hat aber auch ein gutes Gedächtnis und lässt sich von seinen Erinnerungen nichts abhandeln. Noch unter dem Eindruck der Verwüstungen vom Donnerstag sei er am Sonntag danach, am 13. November, in seine Pfarrkirche St. Josef zur Messe gegangen, in der unbestimmten Erwartung, nun etwas zu hören, das auf die Pogromnacht Bezug nahm. Das hätte keine ausgesprochene Verurteilung sein müssen. In jener für Zwischentöne sehr hellhörigen Zeit hatten die Geistlichen andere Möglichkeiten, zu sagen, was sie dachten, ohne sich gleich den Kopf in die Schlinge zu reden. Manchmal gab es auch Klartext. Wenn z. B. Leute aus der Pfarrei drangsaliert wurden oder verschwanden, sei durchaus für sie gebetet worden, sagt Ernst Gerhardt. Und am 13. November 1938, am Sonntag nach so vielen Brandschatzungen und Plünderungen, Quälereien und Morden, 24 Stunden lang, alles in aller Öffentlichkeit, außer dem Selbstmord der Verzweifelten? Nichts. Kein Wort von der Kanzel. Kein Gebet. Gar nichts. Wie gesagt: das ist die Erinnerung eines Mannes an eine Sonntagsmesse in einer Pfarrkirche. Mag sein, dass es anderswo in Frankfurt anders war als in Bornheim. Z. B. sei der Pfarrer von Ginnheim bekannt gewesen für seine offenherzige Kritik, sagt Ernst Gerhard. Aber eines ist klar: einen öffentlichen Protest der katholischen Kirche in Frankfurt gegen die Verbrechen an den Juden gab es nicht, von einer konzertierten Solidarisierung mit ihnen überhaupt nicht zu reden. Es gab kein Hirtenwort gegen das

Novemberpogrom und für die Juden, weder vom Bischof von Limburg noch vom Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz noch von Papst Pius XI, der doch das Blendwerk der Nazis durchschaute und spätestens seit 1937 *mit brennender Sorge* nach Deutschland blickte. Mein Vorgänger als Stadtpfarrer, Alois Eckert, ein tapferer Mann, der sich in der Pfarrei sehr wohl als Hirte gegen die Wölfe stellte, schrieb 1962 in seinen Erinnerungen: „Wir erlebten die Kristallnacht, die Brandstiftung der Synagogen und die beginnende Verschleppung der Juden - und schwiegen schlechten Gewissens“. Karl Pehl, damals Kaplan in Frickhofen, später in Frankfurt, sagte: „Es gab keine Aktion, auch deshalb nicht, weil die innere Solidarität nicht bestand. Man billigte nicht, was dort geschah, man verabscheute es; aber man empfand die Sache der Juden nicht als die eigene, die Zerstörung von Synagogen nicht als Zerstörung von Häusern des wahren Gottes“. Es war aber möglich, es anders zu sehen und sich anders zu verhalten. Ferdinand Dirichs, damals Jugendpfarrer, besuchte bald nach dem 10. November die in Kirchähr zusammengetriebenen Juden von Montabaur und Meudt. Er tröstete sie und brachte ihnen eine Geldspende vom Bischof. Der Sprecher der Juden habe mit bewegten Worten gedankt und gesagt: „Herr Pfarrer, es kommen noch andere Zeiten, das vergessen wir Ihnen nicht.“ Danach, schreibt Klaus Schatz in seiner *Geschichte des Bistums Limburg*, habe Dirichs versucht, Bischof Antonius zu einer öffentlichen Stellungnahme gegen das Unrecht an den Juden unter Berufung auf das Naturrecht zu bewegen, aber der Bischof habe sich auf den Standpunkt gestellt, er könne nur für die getauften Juden etwas unternehmen, für die anderen sei er nicht zuständig.

Das ist tief beschämend. Ich rufe aber das Verhalten meiner Kirche nach der Pogromnacht nicht mit dem Gefühl moralischer Überlegenheit in Erinnerung. Es liegt mir ferne, mich zum Richter aufzuschwingen über Bischof Antonius und all die anderen, die mit ihrer Eingabepolitik die prekär gewordenen Positionen des Konkordates halten und die Katholiken vor Repressalien schützen wollten. Wir waren still, sagt Ernst Gerhard, weil wir Angst hatten, dass wir sonst als nächste dran sind. Ich kann das nachempfinden. Mir hat schon die Angst vor geringeren Übeln den Mund verschlossen und die Hand gelähmt. Aber verstehen heißt nicht verschweigen. Heute den Mantel des Schweigens über das Schweigen von damals zu breiten heißt, die Wahrheit zu ersticken. Wir müssen lauthals aussprechen, was damals war, weil sonst die Gründe unsichtbar werden. Wenn der Brunnen der Vergangenheit zugeschüttet wird, mit Gerede und Geschweige, dann bleiben nur oberflächliche Erinnerungen, und die helfen nicht weiter. Ich möchte dem Kind von damals die Fragen beantworten können, auf die es am Morgen des 10. November 1938 vor der brennenden Synagoge am Börneplatz keine Antwort fand: Niemand rief „Feuer!“ oder „Es brennt!“, niemand rief nach der Feuerwehr, niemand weinte - außer Mama -, alle blieben wie angewurzelt stehen, weil die Leute Angst hatten. Das leuchtet ein, das ist klar, das ist der Grund im Vordergrund. Es gab aber noch einen Grund dahinter. Das war die tiefe Befremdung der Christen gegenüber den Juden. Ein Graben, den keine Anstrengung der Assimilierung je ganz hat zuschütten können. Der war, zumal in Frankfurt, natürlich vielfach überbrückt. Handel und Wandel, die vielen sich kreuzenden Lebenslinien in der großen Stadt, die säkularisierte Bürgergesellschaft auf den Pfeilern von Sitte und Recht, all das ließ mit der Zeit die Zusammengehörigkeit nicht mehr in Frage stehen. Aber als Rassismus und Staatsterror die meisten Brücken einfach abriß, und Angst die übrigen unpassierbar machte, da war der Graben wieder sichtbar, tiefer als je zuvor, ein Abgrund, und der öffnete sich vor

den Füßen der stummen Zuschauer am Börneplatz. Ich glaube: Angst allein genügt nicht, wenigstens nicht auf Dauer, um die Menschen am Tun des Guten zu hindern. Die Wasser der Trübsal können die Liebe nicht löschen (vgl. Hld 8, 7). Es muss etwas anderes dazwischenkommen, nämlich ein Eisstrom der Entfremdung. „Man empfand die Sache der Juden nicht als die eigene, die Zerstörung von Synagogen nicht als Zerstörung von Häusern des wahren Gottes“. Wenn die Angst sich mit der grundsätzlichen Verweigerung von Solidarität verbindet, mit einer auch affektiv wirksamen Dissoziierung vom anderen, dann wird sie tödlich. „Ich kann nur für die getauften Juden etwas unternehmen, für die anderen bin ich nicht zuständig.“ In einer bedrohlichen Lage Angst um das eigene Leben zu bekommen, ist kreatürlich und vormoralisch. Die Entscheidung, dem Mitmenschen die volle Mit-Menschlichkeit zu entziehen, ist geistig und böse. Für das eine kann man nichts, für das andere kann man alles. Angst ist entschuldbar, Unmenschlichkeit nicht. Konrad Adenauer schrieb mit Blick auf das Novemberpogrom kurz nach Kriegsende und Befreiung in einem privaten Brief an einen befreundeten Pfarrer: „Ich glaube, dass, wenn die Bischöfe alle miteinander an einem bestimmten Tag öffentlich von den Kanzeln aus dagegen Stellung genommen hätten, sie hätten vieles verhüten können. Das ist nicht geschehen, und dafür gibt es keine Entschuldigung.“ Das trifft zu. Was allerdings auch trifft, ist die Pointe, dass Adenauer den Bischöfen die Scheu vor der öffentlichen Stellungnahme in einem nicht zur Veröffentlichung bestimmten Brief zum Vorwurf machte. Deshalb blieb der kritische Impuls für seine Kirche unwirksam. Privater Widerwille hat keinen Nazi gestört und keinen Bischof zur Umkehr bewogen. In der Polis hat Adenauer anders gesprochen – und anders gehandelt.

Ob am 13. November 1938 in der Sonntagsmesse das Evangelium vom barmherzigen Samariter dran war? Wenn nicht, dann kam es bald danach und oft seither. Es nimmt deutlich Stellung zu den hier verhandelten Fragen. „Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder, dann gingen sie weg und ließen ihn halbtot liegen“ (Lk 10, 30). Das Verbrechen geschah im Freien, nicht im Verborgenen. Das war öffentlicher Raum, politische Sphäre. „Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging vorüber“ (ebd., 31). Übersehen ließ sich das Opfer also nicht. Auch nicht, dass der Mann noch lebte, dass Hilfe noch helfen würde. Das Nötige tun, die Nächstenliebe, war das Naheliegende. Wenn ich das Elend nicht mitansehen kann, von der Not nichts hören möchte; wenn mich der flehende Blick nicht treffen, die Bitte um Hilfe nicht erreichen soll, dann muss ich jetzt aktiv werden und Vorkehrungen treffen. *Antipararchomai* steht im griechischen Urtext, wo der Priester vorübergeht. D. h. rechtzeitig Abstand nehmen, die Straßenseite wechseln, am besten noch einen Straßengraben zwischen mich und den Zerschlagenen bringen, damit Nächstenliebe nicht mehr so naheliegt, damit die Gründe des Herzens schwächer werden und andere Überlegungen Raum greifen können: Ob die Räuber wohl noch in der Nähe sind? Das viele Blut – ob der AIDS hat? Ist das hier eine Falle? Man liest so Sachen! Ist der nicht irgendwie auch selber schuld? Musste er zeigen, dass er so viel Geld dabei hat? Vielleicht hat er den Streit vom Zaun gebrochen? Und außerdem – ich kann hier alleine sowieso nichts machen! Jede solche Überlegung ein großer Schritt weiter. Und dann habe ich es hinter mir.

Im Evangelium kommt jetzt der gute Samariter. Der nimmt den direkten Weg und sieht, was ist: einen Menschen in Todesnot, der sich selber nicht helfen kann. Er sieht nicht: den Zerschlagenen als Juden, der mit Samaritern nicht redet. Sich als Samariter, der mit Juden

nichts zu tun hat. Er reißt keine Gräben auf, er lässt sich nicht befremden. Er lässt sich die Not des anderen nahe gehen. Er hilft einfach, und er hilft richtig. Er ist dem Opfer der Gewalt der Nächste geworden. Er hat sein Leben gerettet.

Als 1938 die Juden in ganz Deutschland unter die Räuber fielen, kam kein guter Samariter. Das Kind und seine Familie haben nach der Pogromnacht noch mehr als sechs Jahre lang im braunen Frankfurt zugebracht, mit einer Schlinge um den Hals, die sich immer enger zuzog. Es gab kein Entrinnen. Mit Datum vom 8. Februar 1945 kam der Deportationsbescheid für Mutter und Bruder. Eine Hoffnung hatten sie: der gute Stadtpfarrer würde Rat wissen! Das Dompfarrhaus stand noch. So ein großes Haus – da gäbe es bestimmt einen Ort, um sich zu verstecken. Am 14. Februar 1945 wurden die Mutter und Bruder mit den letzten Juden Frankfurts in den Osten deportiert. Aber Auschwitz war schon befreit, der Malstrom des Mordens versiegte endlich. Wie durch ein Wunder war die Familie im Juni 1945 wieder vereinigt.

79 Jahre nach der Pogromnacht gibt es wieder blühendes jüdisches Leben in Frankfurt. Es gibt immer noch Räuber, die nach diesem Leben trachten. Manche sind ziemlich frech geworden; sie verstecken sich nicht mehr, sondern nehmen in der Öffentlichkeit Platz. Es gibt auch Christen in Frankfurt, ziemlich viele, die sich der Erinnerung an das schändliche Schweigen nicht verweigern. Hoffentlich haben wir die Lektion der Menschlichkeit gelernt. Und es gibt Gottes Wort; kraftvoll, lebendig, trennscharf - das Evangelium vom guten Samariter, das uns für tatkräftige Nächstenliebe in Anspruch nimmt.